

edition atelier



**TERESA KIRCHENGAST**  
**SCHWARZE**  
**SCHAFEN**  
**ROMAN**

Leseprobe

Erste Auflage

© Edition Atelier, Wien 2020

[www.editionatelier.at](http://www.editionatelier.at)

Cover: Jorghi Poll

Druck: Grafički zavod Hrvatske, Zagreb

ISBN 978-3-99065-030-1

E-Book ISBN 978-3-99065-035-6

Das Buch ist urheberrechtlich geschützt. Alle Rechte vorbehalten, insbesondere für Übersetzungen, Nachdrucke, Vorträge sowie jegliche mediale Nutzung (Funk, Fernsehen, Internet). Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form ohne schriftliche Genehmigung des Verlags und der Autorin reproduziert oder weiterverwendet werden.



## ELLA

Bertha und Suttner, meine beiden schwarzen Schafe, grasen friedlich um den in tiefem Meerblau gestrichenen Wohnwagen herum. Ich kann sie durch die dünnen Wände schmatzen hören.

Es ist einer jener sonnigen Sommermorgen, die ich schon immer als tröstlich empfunden habe.

Verschlafen drehe ich mich auf dem Bett in meinem kuscheligen Wohnwagen noch einmal um und erfreue mich am Anblick der bunten Kochtöpfe, die über mir baumeln und in der lauen Brise, die durch das gekippte Fenster zieht, leise aneinanderschlagen. Ich genieße es, nicht aus dem Bett zu müssen, um vor Kälte zitternd vor dem Ofen zu hocken und mit selbst gehackten Holzscheiten ein Feuer zu entfachen. Nur um mich dann abermals ins Bett zu verkriechen, bis der Raum sich einigermaßen erwärmt hat. Über mir, auf dem Dach des Wohnwagens, der unter einem großen Nussbaum steht, quietscht meine Hollywoodschaukel im leichten Sommerwind. Niemand, der an dem gelben Haus, das links und rechts von Büschen und Bäumen gesäumt ist, vorbeigeht, ahnt, dass sich hinter dem hässlichen, etwas ramponierten Gebäude ein so idyllischer Garten verbirgt.

Während ich meinen Frühstücksmokka koche, denke ich darüber nach, was alles zu tun ist: Ich muss in der Redaktion ein paar Artikel besprechen, ein Interview führen, meinen Gehaltszettel abholen und auf die Bank. Und

einkaufen. Seit Wochen nehme ich mir schon vor, die Gemüsebeete von Unkraut zu befreien, und langsam wird es Zeit, die Kartoffeln auszugraben. Zu meiner großen Freude geben sich immerhin die Margeriten, Sonnen- und Mohnblumen anspruchslos mit der Hitze zufrieden.

Meine Tagesplanung wird jäh von einem forschenden Klopfen an der knallrot gestrichenen Tür unterbrochen. Ich erschrecke. In all den Monaten, die ich nun hier lebe, ist noch nie jemand gekommen.

Zögerlich gehe ich zur Tür. Nach dem zweiten, noch energischeren Klopfen öffne ich sie. Vor mir steht eine schlanke, ältere Frau in einem weißen Kleid, die Haare zu einem unordentlichen Knoten hochgesteckt. Sie wirft den Kopf in den Nacken, reißt den Mund weit auf und brüllt: »Sag hallo zu meinen Weisheitszähnen!«

Ohne eine Reaktion abzuwarten, quetscht sich die Dame an mir vorbei durch die Tür und geht schnaufend, aber erhobenen Hauptes zu meiner Sitzecke, wo sie sich auf die Bank fallen lässt. Im Geiste sehe ich kleine Wolken aus ihrer Nase und ihren Ohren aufsteigen, die sich in der warmen Sommerluft verlieren.

»Wasser!«, verlautbart sie im Befehlstone. Die Selbstverständlichkeit, mit der sie mich duzt, lässt mich unwillkürlich schrumpfen. Ich bringe ihr ein Glas und ziehe im anderen Teil des Wohnwagens den Vorhang hinter mir zu. Mein lieber Schwan, das scheint eine Frau mit Temperament zu sein.

Schnell wechsle ich den Schlafanzug gegen ein Kleid und setze mich in stiller Erwartung der Dame gegenüber an den Tisch.

Das Glas Wasser hat sie bereits ausgetrunken. Vorwurfsvoll sieht sie mich an, doch bevor ich aufstehen kann, um ihr Glas zu füllen, legt sie schon wieder los: »Dürfte ich wohl deinen Namen erfahren?«

Verdutzt stelle ich mich vor, und sie lässt sich im Gegenzug dazu herab, mir mitzuteilen, dass ihr Name Elisabeth ist.

Dann wird ihr Blick klarer und drängender, als sie sagt: »Kommen wir zur Sache: Das ist mein Haus, mein Grund und ich werde beides nun für mich beanspruchen.«

Die Absurdität dieser Behauptung über den Ort, an dem ich aufgewachsen bin, aus dem Mund einer vollkommen Fremden fegt mein Gehirn für einen Moment von jeder möglichen Antwort leer. Sie scheint gar nicht zu bemerken, wie perplex ich bin, und fährt mich an: »Was machst du überhaupt hier?«

»Ich habe das Haus von meinem Vater geerbt, ich bin hier aufgewachsen«, lasse ich sie wissen.

»Wie kann man etwas vererben, das einem nicht gehört?«, fragt sie und mustert mich scharf.

Ich suche nach einer Antwort, doch sie fährt gleich fort: »Meine Eltern wurden aus diesem Haus vertrieben! Kein Mensch hat es verkauft, wir haben nichts dafür bekommen außer Tritte, Hunger und Armut! Erzähl mir also nichts von wegen, dein Vater hätte dieses Haus bezahlt!«

Erschüttert erwidere ich: »Das ... tut mir leid. Davon wusste ich nichts. Aber ich glaube nicht, dass es dieses Hau...«

»Nein, natürlich wusstest du nichts. Keiner wusste was. Niemand wusste, was da passiert! Das war schließlich alles so überaus überraschend!«, unterbricht sie mich sarkastisch.

Mir bleibt die Spucke weg. Ich kann nichts sagen, sonst würde ich sicher losheulen, und ich mag es nicht, wenn ich weine. Irgendwann hat man genug geweint.

Also sehe ich mir Elisabeth genauer an: Sie ist wohl älter, als sie auf den ersten Blick dank ihres forschenden Auftretens scheint. Ihr langes weißes Haar, die leuchtenden Augen und die bunten Ketten um Handgelenk und Hals täu-

schen über die Falten und Altersflecken auf den krummen Fingern hinweg.

»Was soll überhaupt der blöde Wohnwagen?«

Ich bin froh, dass sie das Thema wechselt und ich etwas Zeit gewinnen kann, um mich zu sammeln. »Das Haus ist zu groß für mich. Ich fühle mich dort nicht wohl. Ich mag den Wohnwagen«, erkläre ich ihr.

Entgeistert starrt sie mich an. »Häuser sind niemals zu groß, die Persönlichkeiten von Menschen sind manchmal nur zu klein für große Häuser«, teilt sie mir mit.

Dass ich, abgesehen von meiner Persönlichkeit, mehr als genug gute Gründe habe, nicht in diesem Haus zu leben, will ich ihr nicht sagen. Trotzdem muss ich irgendwo wohnen. Außerdem mag ich den Garten. Und ich mag den Wohnwagen. Er symbolisiert den weiten Weg, den ich zurückgelegt habe, um hierherzukommen, und den weiten Weg, der wohl noch vor mir liegt, bis ich irgendwo ankommen werde. Er ist der ideale Platz, um geduldig auf ein Zuhause zu warten. Außerdem ist es mir durch die geringe Wohnfläche theoretisch möglich, ihn vollständig auf allen Vieren krabbelnd nur mit einem Handbesen auszukehren.

Elisabeth stampft mit einem Bein auf und reißt mich aus meinen Gedanken. Sie schnalzt vorwurfsvoll mit der Zunge. »Nun gut, dann wird es dich kaum stören, wenn ich im Haus wohne. Du scheinst ganz manierlich zu sein. Ein bisschen schwer von Begriff, aber nicht unappetitlich. Bleib also im Garten, meinetwegen.«

Ihr eigener Großmut scheint ihr zu gefallen. Sie wartet meine Reaktion gar nicht erst ab, steht auf und verlässt den Wohnwagen, ohne mich eines weiteren Blickes zu würdigen. Ich sehe ihr hinterher, wie sie durch das von den Schafen unregelmäßig abgerupfte Gras zum Haus stapft.

Tatsächlich stört es mich nicht, dass sie das Haus für sich beansprucht. Charakter kann man nicht kaufen, Cha-



rakter muss man sich verdienen, eben deshalb finde ich Menschen wie Elisabeth, die mehr als genug davon besitzen, trotz allem irgendwie sympathisch.

Wie könnte ich außerdem eine alte Frau, deren Familie von hier vertrieben wurde, erneut vertreiben? Eine verlorene Seele mehr oder weniger auf diesem Grundstück macht keinen großen Unterschied. Die Art, wie sie mich »manierlich« genannt hat – so bin ich im Übrigen noch nie bezeichnet worden –, gibt mir das Gefühl, dass sie ein gutes Herz hat.

## **JAKOB**

Wenn ich an Ella denke, dann denke ich daran, wie sie auf der Arbeitsfläche in unserer Küche saß, die spindeldürren Beine baumeln ließ und Schokolade aß. Ihren gewaltigen Schokoladenkonsum hat sie mit der Behauptung gerechtfertigt, immer nur »eine Rippe nach der anderen« zu genießen. Die Schokoladenrippen hat sie stets an der langen Seite der Tafel abgebrochen.

Ella ist meine beste Freundin gewesen – die Art von Freundin, deren Lachen in den Ohren widerhallt, lange nachdem es schon verklungen ist, und die es fertigbringt, dir voller Würde schokoladenbeschmiert die Meinung zu geigen, weil du dich danebenbenommen hast, und deren ständig bloße Fußsohlen die Farben des Bodens, von Grün über Grau bis Braun, in einer unerschöpflichen Möglichkeit von Farbkombinationen widerspiegeln.

Ich habe Ella geliebt, und ich habe ihren Vater geliebt, der mit seinen großen Händen allem kaputten Spielzeug wie durch ein Wunder wieder Leben einhauchte. Er war

nicht nur stark und geschickt, er brachte mir, der ich in Mathematik immer hinterhergehinkt bin, anhand des Spruches »File file fo, file file file fo, wer nicht bis zwanzig zählen kann, zwanzig ist schon do« auch das Zählen bei, wobei er bei jeder Silbe einen Finger um den anderen aufstellte und so schließlich bei exakt zwanzig Silben ankam.

Noch heute meine ich manchmal, Ellas nackte Füße auf dem Gehweg vor dem Haus zu hören. Oder das zarte Tipptapp, das sie am Parkett unseres Flurs verursachten. Dann muss ich lächeln, und ich möchte die Arme ausbreiten, damit sie schon aus der Ferne erkennen kann, dass sie offen sind und ich auf sie warte.

Aber wenn ich mich umdrehe und hinter mir keinen Schopf roter Haare entdecke, sondern farblose Leere, wird mir immer wieder von Neuem bewusst, dass ich Ella schon vor langer Zeit verloren habe und besser nicht auf ein Lebenszeichen von ihr warten sollte.

## **ELEONORE**

Das Baby schreit und schreit, es hört einfach nicht auf damit. Ich wünschte, es wäre nur eine einzige Minute still, meinestwegen nur zehn Sekunden, aber es soll bitte, *bitte* endlich aufhören zu schreien! Ich weiß nicht mehr, was ich machen soll.

Schon fast wie im Traum erinnere ich mich an den einzigen schönen, ruhigen Moment seit der Geburt. Kevin setzte unserem Kind eine Mütze auf, grün mit einem seltsam abstehenden Zipfel, und meinte belustigt: »D-d-damit s-sieht er aus wie ein-n-n T-teletupp-per.«

»Wie was?«, hakte ich nach.

»Ein T-t-t-teletupper.«

»Was ist das?«

»V-vier kleine M-m-männchen in den Kom-m-plement-tärfarben mit Ferns-s-seher im B-bauch.«

»Du meinst Teletubbies.«

»Nein, T-teletupper.«

»Die heißen Teletubbies. Du weißt, was Komplementärfarben sind, aber nicht, wie die Teletubbies wirklich heißen?«

Ich lachte und gleichzeitig wollte ich weinen.

Doch das ist eine gefühlte Ewigkeit her, nun sitze ich alleine da. Tränen der Verzweiflung laufen über meine Wange, und irgendwann heule ich einfach mit dem Baby um die Wette. Scheiße. Ich bin mutterseelenallein. Keine meiner angeblichen Freundinnen hat sich in den letzten Wochen bei mir gemeldet. Ich habe nur zu schnell erkennen müssen, dass es sie nicht interessiert, wann ein Baby Hunger hat oder ich nur deshalb nicht mit ihnen die Nacht zum Tag mache, weil ich todmüde bin von seinem Geschrei. Meine Eltern sind nicht zu Hause, und würden sie sich doch irgendwo in dem riesigen Haus aufhalten, könnte ich mir keine Hilfe von ihnen erwarten.

Ich höre ihre strengen Stimmen förmlich im Ohr: »Mit siebzehn bekommt man kein Kind. Mit siebzehn bekommen höchstens ungebildete, arme Mädchen ein Kind, als Gratisgeschenk zur HIV-Infektion. Aber eine Tochter aus gutem Hause, so wie du, nicht. Niemand hat dir gesagt, dass das ein Zuckerschlecken wird. Du hättest auf uns hören sollen und es wegmachen lassen, als es noch möglich war, Leonore.«

Welche Hilfe kann man sich von solchen Eltern erwarten? Von Eltern, denen perfekt manikürte Fingernägel und ein maßgeschneiderter Anzug für das noble Abendessen mit Geschäftskollegen wichtiger sind als die eigene Tochter?

Erwachsen werden allein, ohne die blöden Ratschläge, ist schon schwer genug. Du fällst hin, tust dir und anderen weh, obwohl das nicht deine Absicht ist, und immer und immer wieder musst du den Mut und die Kraft aufbringen, den nächsten Schritt *trotzdem* zu tun.

Und Kevin ... ach, Kevin! Nicht nur, dass er nach Meinung meiner Eltern ein armer Schlucker ist, der gerade noch so alle Kriterien erfüllt, um einem Mädchen wie mir ein Kind samt gestohlener Zukunftsperspektive anzuhängen, er ist auch ... er kann nicht ... Was ich wirklich an ihm mag, ist, wenn er unser Kind »Mein lieber Freund und Zwetschkenröster« nennt. Aber sonst ... er ist einfach nicht fähig ... Kevin ... Vollkommen gleichgültig, wie ich es drehe und wende – ich bin alleine.

»Bitte, hör auf zu schreien!«, heule ich das Baby an, und während ich an die Worte meiner Eltern denke, fällt mir die Lösung all meiner Probleme ein. So strahlend klar, wie sonst nur Sternschnuppen vom Himmel fallen.

## **BOB**

Jürgen, ein junger Justizwachebeamter, holt mich zur vereinbarten Zeit aus meiner Zelle und begleitet mich zum Telefon. Er wählt die Nummer, die ich ihm genannt habe, und meldet sich ausgewählt höflich, wie es seine Art ist: »Guten Tag, hier spricht ...«

Ich kann hören, wie er von Mama absichtlich barsch unterbrochen wird: »Halt die Klappe, du Scherzkeks, und gib mir meinen Sohn.«

Meine Mutter mag keine Leute in Uniform, und wenn sie Jürgen gesehen hätte, wie er mit aufgekrepelten Hemds-

ärmeln und voller Tatendrang darum bemüht ist, Durchsetzungsvermögen auszustrahlen, hätte sie ihm vermutlich noch ein paar zusätzliche Gemeinheiten an den Kopf geworfen. Jürgen verzieht das Gesicht und reicht mir den Hörer weiter.

»Hallo, Mama.«

»Du kannst herkommen.«

»Wohin?«

»Das habe ich dir tausendmal gesagt, hörst du mir nie zu?«

»Ich kann mich nicht ...«

»Natürlich kannst du dich erinnern, du musst nur zur Abwechslung mal dein Gehirn einschalten.«

»Holst du mich ...«

»So weit kommt's noch! Nein, ich hole dich nicht ab! Gehen kannst du selber, das weiß ich, weil du es vor meinen Augen gelernt hast. Auch wenn du dabei überdurchschnittlich oft hingefallen bist.«

»... Okay.«

»Also ich bin dann da, wenn ich nicht gerade unterwegs bin. Aber ich habe ohnehin nichts zu tun, ich bin allein. Grüße an die restlichen Pappenheimer da drin!« Sie verabschiedet sich und legt auf.

Mein Blick streift Jürgens Augen und ich muss unwillkürlich daran denken, wie Mama damals den Vater meiner Angebeteten zur Schnecke gemacht hat, bis dieser sich mit eingezogenem Schwanz davonmachte. Und das nur, weil er Geld für die zu Bruch gegangene Fensterscheibe des Mädchens haben wollte, gegen die ich in einem von zu vielen Mostmischungen ausgelösten Anfall von Romantik und mit sechzehnjähriger Selbstüberschätzung einen zu großen und schweren Stein geworfen hatte. Den Schaden beglich ich anschließend selbst, als Dank durfte ich am nächsten Nachmittag in das Bett des Mädchens klettern

und meine Finger sogar an den Saum ihrer Unterhose legen. Weiß, mit kleinen rosaroten Blumen darauf. Im Radio lief »Wish you were here« von Pink Floyd, und als ich sie so vor mir sah, das Gesicht von der untergehenden Sonne beleuchtet, eine Haarsträhne auf ihrer Wange, mein Finger an ihrem Hosenbund, da wusste ich, dass ich mich an diesen Moment erinnern würde, weichgezeichnet, in Zeitlupe, warm und hell, und dass ich beim Gedanken an dieses Souvenir aus längst vergangener Zeit immer dieses Lied im Hintergrund hören würde, selbst wenn unsere gemeinsame Geschichte irgendwann vorbei wäre. Der Soundtrack eines Augenblicks.

Seltsam, welch banale Details sich im Gehirn festsetzen, damit man Jahre später daran denken und noch einmal in Ansätzen das Glück eines Sechzehnjährigen nachempfinden kann, der auf dem Weg zu seinen Träumen den nächsten Schritt geschafft hat.

Ich gebe Jürgen den Hörer zurück und sage achselzuckend: »Tut mir leid.«

Er kann nun wirklich nichts dafür, dass meine Mama die Eigenart, Mitmenschen unwirsch zu behandeln, um sich selbst größer zu fühlen, perfektioniert hat und zu oft auf die Spitze treibt. Obendrein ist sie richtig gut darin, mir ein schlechtes Gewissen einzureden, indem sie mir mehr oder weniger subtil mitteilt, sie sei allein, arm und niemand würde sich um sie kümmern. Ich verfluche die Geschichte dafür, dass Mama in ihrem Verlauf permanent zu kurz gekommen ist und jetzt davon ausgeht, wir anderen können im Heute alles gutmachen. Aber ein Fass ohne Boden kann nun einmal nicht gefüllt werden.

## ELLA

Meine beiden Rasenmäher nehmen sich gerade das morgendlich taunasse Gras vor. Ich liebe es, mit einer heißen Tasse Kaffee in den Händen auf den Stufen des Wohnwagens zu sitzen und Bertha und Suttner dabei zuzusehen, wie sie bedächtig und vollkommen ohne Eile einen Büschel Gras nach dem anderen ausrupfen und genüsslich kauen. Bertha fehlt ein Ohr. Sie ist beschädigt, irreparabel. Und trotzdem liebenswert.

Ich denke an die erste Schafherde, die ich je gesehen habe. Das war in Tirol, wo ich während der Skisaison in einer Berghütte als Servicekraft gearbeitet habe. Die Tage waren kurz, kalt und feucht, erfüllt von Menschen mit geröteten Wangen und Betrunkenen. Ich hatte dort einen Freund, der im benachbarten Tal in der Tischlerei seines Vaters schufete und sich nur von Äpfeln zu ernähren schien. An einem meiner wenigen freien Tage, es war bereits im Frühjahr, als der Schnee langsam taute und die Saison sich dem Ende zuneigte, fuhr er mit mir zu einem abgelegenen Bergbauernhof mit Fremdenzimmern, karierten Vorhängen und freundlichen Wirtsleuten, die sich gern über das Wetter und ihre Käserei unterhielten. Am nächsten Tag ließ ich meinen Freund alleine heimfahren. Ich kehrte nicht mehr in die trostlose Berghütte zurück, sondern blieb bis in den Herbst bei der Familie, um ihre Schafe zu hüten und die Kühe auf die Weide zu treiben. Nach und nach lernte ich sogar das Käsen.

Dass mein Freund bitter enttäuscht über das Ende unserer kurzen Liaison war, hat mich verwundert. Er schien für mich eigentlich jenem Schlag von Menschen anzugehören, denen das Leben nicht viel Wahl lässt, was ihren Beruf und Wohnort betrifft, und die deshalb alles Unverän-

derliche mit stoischer Gelassenheit hinnehmen – ein Erbe, das sich von Generation zu Generation erhalten hat, ohne jemals infrage gestellt zu werden. Als ich ihm meine spontane Entscheidung mitteilte, saßen wir auf der Terrasse, dick eingepackt und mit einer Tasse Tee in den Händen, da sich der Winter noch nicht dazu durchgerungen hatte, endgültig zum Frühling zu werden. An der Nasenspitze meines Freundes hatte sich ein Tropfen Rotz gesammelt, der in der Sonne glitzerte wie eine Perle.

Die von Bertha und Suttner ausgestrahlte friedliche Stimmung und meine Gedanken an meine Tiroler Zeit werden jäh von Elisabeth unterbrochen. In den letzten beiden Tagen habe ich sie nur aus der Ferne zu Gesicht bekommen, sie ist damit beschäftigt gewesen, sich im Haus einzurichten, und es ist mir nicht im Traum eingefallen, sie dabei zu stören. Nun taucht sie auf der anderen Seite des Gartens in der Hintertür des Hauses auf und kreischt wild gestikulierend: »Herrschaftszeiten, was machen die schwarzen Teufel da?!«

Ich habe keine Lust, mich über das ganze Grundstück schreiend mit Elisabeth zu unterhalten. Zudem hoffe ich, endlich ein paar Informationen über sie zu erhalten, wenn ich sie zu einer Tasse Kaffee und einem Honigbrot einlade. Also deute ich ihr mit einer Handbewegung an, herzukommen.

»Bist du übergeschnappt? Den zwei Monstern nähere ich mich doch nicht freiwillig!«, schimpft sie weiter.

Was hat die Alte nur gegen flauschig-wollige Schafe? Seufzend stehe ich auf, wickle die Strickweste enger um mein leichtes Sommerkleid und schlüpfe in die gelben Gummistiefel. Nicht, ohne vorher eine weitere Tasse mit Kaffee zu füllen. Ich stapfe zu Elisabeth. Die ihr entgegengestreckte Tasse kommentiert sie mit den Worten: »Hör mir auf mit diesem Kindergetränk, um wach zu werden,



war ich ganz andere Kaliber gewohnt«, nimmt sie aber an und trinkt einen Schluck.

»Was willst du mit den Viechern?«

»Bertha und Suttner. Sie mähen den Rasen.«

»Dem da fehlt ein Ohr.« Elisabeth schnaubt missbilligend. »Schon schade.«

»Schade ja, aber nicht schlimm. Wollen wir uns drinnen unterhalten?«, schlage ich vor, obwohl mir davor graut, an diesem Küchentisch zu sitzen und die eingeschnitzten feinen Kerben an der Kante zu sehen. Eine für jede Undankbarkeit. Jede zehnte eine schallende Ohrfeige. Mit der Möglichkeit auf mehr. Die Erinnerung an Schmerzen, die dir jemand zufügt. Und die Erinnerung an Eltern, die an Silvester in der Küche zum Takt des Donauwalzers, der aus dem Radio tönt, tanzend das neue Jahr begrüßen, so wie es Tausende von Menschen in Österreich machen. Die Erinnerung an mich selbst als kleines Mädchen daneben, das ihren Eltern mit schimmernden Augen auf der Küchenbank hockend zusieht und hofft, hofft, dass im neuen Jahr alles besser wird und es nicht so weh tun wird wie das vergangene.

Elisabeth sieht mich an. »Bertha und Suttner? Willst du mich verarschen?«, fragt sie mich, ohne eine Antwort abzuwarten. »Worüber willst du reden? Ich habe nicht viel Zeit, mein Sohn wird in den nächsten Tagen aus dem Gefängnis entlassen und ich habe allerhand zu erledigen, bevor er herkommt.«

»Herkommt?«, echoe ich schwachsinnig.

»Natürlich kommt er hierher! Wo sollte er sonst hin?«, braust sie auf.

»Ah ... Ich habe da wohl nichts zu melden?«, wage ich einen Vorstoß.

»Nein. Schließlich gehört dir das Haus nicht. Schon vergessen?«

Mit einer derart impulsiven und von sich selbst überzeugten Frau einen Streit vom Zaun zu brechen, erscheint mir nicht besonders Erfolg versprechend. Das lohnt sich nicht. Außerdem will ich erfahren, woher sie kommt – vielleicht würde das ein paar Fragen beantworten. Ich weiß schließlich noch immer nicht, was tatsächlich hinter ihren Besitzansprüchen steckt. Nur weil ich ihren Einzug nicht weiter hinterfragt habe, bin ich nicht weniger neugierig.

»Darf ich fragen, ob ich irgendwie helfen kann? Sie brauchen doch bestimmt Ihre Sachen. Ich kann sie für Sie holen, von dort, wo Sie hergekommen sind.«

»Wirst du wohl aufhören, mich zu siezen!«

»Entschuldigung. Also es ist nur, wenn Sie ... entschuldige, wenn du etwas brauchst, von dort, wo du herkommst, kann ich ...«

»Hör auf zu sagen ›von dort, wo du herkommst‹, als hättest du mich aus dem Straßengraben aufgelesen. Ich muss telefonieren, also wenn ich bitten darf«, sagt sie und wedelt mit der Hand in Richtung Garten. Ich registriere das unmissverständliche Signal und wende mich zum Gehen, peinlich berührt von meinem plumpen Versuch, etwas über Elisabeth herauszufinden.

»Es tut mir leid«, hebe ich an, »Ich wollte nicht ...«

»Schon gut, schon gut, kein Problem«, antwortet sie beinahe freundlich. »Aber jetzt schau, dass du weiterkommst!«

Die Sonne streckt bereits ihre warmen Finger aus, als ich langsam zum Wohnwagen zurückgehe. Gedankenverloren streiche ich Bertha über die weiche Wolle, was sie zu einem zufriedenen Blöken veranlasst.

Schwarze Teufel und Monster hat Elisabeth die beiden genannt. Es war gar nicht so einfach, gleich zwei Schafe dieser Farbe aufzutreiben.

Ich liebe meine schwarzen Schafe. Ich bin selber eines.

## JAKOB

Ich hasse mein Leben. Nein, Moment – das stimmt so nicht ganz. Ich liebe meine Kinder. Wirklich, ich liebe diese beiden kleinen, pummeligen Wesen, und manchmal kann ich gar nicht glauben, so etwas zustande gebracht zu haben. Ich liebe es sogar, wenn mir Eva mit ihren unkontrollierten Patschhändchen im Freudentaumel über schlechte Grimassen eine über den Schädel haut, oder wenn Lukas eine so glorreiche Idee hat, wie die Wohnzimmerwand fröhlich mit Marmelade zu beschmieren. Kinder bewegen sich in dieser Welt, als wäre sie ihr Eigentum.

Ich mag es, morgens den flauschigen Bettvorleger unter meinen Füßen zu spüren. Ich mag es, wie meine Oma meinen Namen aussprach: mit einem langgezogenen »Jaaa« und einem hastig hinterhergeschobenen »kop!«. Ich mag unseren Garten, selbst wenn ich es im letzten Jahr nicht geschafft habe, mehr als eine armselige Zwetschke und fünf winzige Tomaten zu züchten.

Und meine Frau Irene. Ich liebe meine Frau. Natürlich liebe ich sie, ich muss sie lieben – sie ist großartig. Also wirklich. Richtig nett und sympathisch und fürsorglich und verständnisvoll und alles. Eine gute Mutter. Selbstverständlich ist sie eine gute Ehefrau. Ich liebe sie.

In Wahrheit hasse ich nur eines: meinen Job. Dieses elende Büro, diesen viel zu engen Anzug, die Zahlen, die immer mehr Aggressionen in mir auslösen. Ich hasse den Ausblick aus dem Fenster auf das ultramoderne Gebäude gegenüber. Es ist absurd schief konstruiert, und ich habe den Eindruck, bei der kleinsten Berührung würde es in sich zusammenfallen. Nicht nur einmal habe ich in einem schwachen Moment Zahnstocher, Büroklammern und einmal sogar eine Computermaus aus dem Fenster dagegege-

pfeffert. Manchmal stelle ich mir vor, wie ich den irrwitzig surrenden Geldautomaten aus der Eingangshalle gegen das Gebäude werfe. Wie er dagegenknallt, samt der Bankkunden, die sich in der lächerlichen Hoffnung, ihre Bankomatkarte sei doch noch nicht verloren, mit großen Augen daran festgeklammert haben. Der Bau würde in sich zusammenfallen und nichts weiter dahinter zum Vorschein kommen als ein weiterer hässlicher Betonbunker.

Ehrlich, ich hasse diese Arbeit von Tag zu Tag mehr. Ich muss die Reißleine ziehen, bevor aus mir ein anzugtragender, bankomatwerfender Vollidiot wird. Ich weiß schon eine Weile, dass ich was ändern muss, bisher hat mir nur der Mut gefehlt, aus dieser Karriere auszubrechen.

Entschlossen klicke ich auf das am Bildschirm rot leuchtende Feld »verbindliche Anmeldung« und lehne mich mit einem nervösen, aber nicht unangenehmen Kribbeln im Bauch zurück. Nächste Woche werde ich also mit dem Kurs zum Sozialberater beginnen. Nun muss ich nur noch Irene davon in Kenntnis setzen. Und meinem Chef mitteilen, dass es vorbei ist mit den Überstunden vor dem Laptop zu Hause, weil ich von nun an abends etwas Besseres zu tun habe. Was gleichzeitig leider auch bedeutet, dass Irene die Kinder ohne mich ins Bett bringen muss. Dreimal die Woche. Also zumindest das nächste halbe Jahr. Mein Gott, so schlimm kann das wohl nicht sein.

Voller Sehnsucht denke ich an meinen Zivildienst im Rehabilitationsheim für Abhängige zurück. Wilde Gefühle, von Verzweiflung bis jauchzender Freude; Adrenalinstöße bei unvermeidlichen Konfrontationen, berührende Lebensgeschichten, die einen verstehen lassen, woher der Wunsch nach Betäubung kommt.

Ja, es ist die richtige Entscheidung. Definitiv. So etwas erlebt man nicht in einer Bankfiliale.

## ELLA

Ich habe mich tagsüber in den Wohnwagen zurückgezogen, um an einem Artikel zu schreiben, den ich bis morgen abliefern soll. Ich bin so froh, diese Arbeit zu haben. Sie lässt mir alle Freiheiten, die ich brauche, um nicht zu verdorren wie eine Pflanze ohne Wasser.

Bevor ich hierher zurückgekommen bin, war ich viele Jahre unterwegs. Dabei habe ich Österreich nie verlassen. Ich habe noch nie das Meer gesehen und ich bin noch nie in einem Flugzeug gesessen. In kleinen Dörfern habe ich bei der Ernte von Birnen, Äpfeln und Marillen ausgeholfen und mich dabei nicht nur einmal an den frischen Früchten überessen. Ich habe in Heurigen in Wien gekellnert, weshalb ich eine ganze Weile genug hatte vom Anblick von Schweinsbraten und Selchwürsten. Ich habe in Salzburg Mozartkugeln an japanische Touristen verkauft und mich dabei für einige Wochen in den Konditor verliebt, der aus jeder Pore herrlich nach Schokolade duftete. In Bregenz habe ich in der Morgendämmerung, wenn die Sonne langsam hinter den Bergen auftauchte, den Boden einer Apfelverarbeitungsfabrik gescheuert und die Alpen lieben gelernt.

Unmittelbar nach meinem Entschluss, mich auf Reisen zu begeben, bin ich geradezu apathisch in der Straßenbahn gesessen und eine ganze Weile ohne Ziel durch die Stadt gefahren, völlig überfordert von den Möglichkeiten und Bedrohungen, die sich mir nun auftaten. Als sie Dienstschluss hatte, hat mir die Straßenbahnfahrerin angeboten, mich mit ihrem Auto irgendwohin mitzunehmen. Während sie mich also zum Bahnhof fuhr, spielte ihre Kassette im Auto gerade »Gaudenzdorfer Gürtel 47« von Georg Danzer. Die Melodie und vor allem der Text sickerten

tröpfchenweise in mich hinein und ich wollte weinen, weil ich dachte, er singt da über mich.

Das Lied nahm ich mit, in mir drin, als ich meine rastlose Reise begann. Niemals lange an einem Ort, ständig auf der Flucht vor mir selbst.

Aber egal, wie weit man weggeht – der Himmel sieht überall gleich aus; und Dreck ist Dreck, hier wie in Amerika. Es ist der gleiche graue Asphalt, auf dem du gehst, der gleiche Staub, den du atmest, und es sind die gleichen zwischenmenschlichen Probleme, mit denen man sich abmüht.

Es kann sein, dass es sich in einer anderen Umgebung zuerst anders anfühlt, aber irgendwann wird man von der Realität eingeholt und man muss erkennen, dass es überall gleich gut oder schlecht ist, der zu sein, der man ist. So etwas verändert sich nicht, nur weil die Landschaft schöner, üppiger, grüner, langweiliger oder karger ist oder weil man von bisher unbekanntem Menschen umgeben ist, die nichts von einem wissen. Irgendwann werden auch neue Bekannte zu alten Vertrauten und es ist alles, wie es immer war – nur an einem anderen Ort, der nicht zu einem Zuhause geworden ist, und mit leisem Heimweh.

Als ich nach Jahren des ziellosen Reisens wieder zurückgekommen bin, habe ich mich bei unzähligen Zeitungen vorgestellt. Niemand wollte mich. Eine mit einem Lebenslauf, der aus mehr Lücken als aus arbeitsam verbrachten Jahren besteht. Und ich habe keinen Beruf gelernt. Das Einzige, was ich immer schon konnte, war schreiben.

Beim letzten Vorstellungsgespräch, das ich vereinbart hatte, setzte ich schließlich alles auf eine Karte. Ich suchte keine Ausflüchte und Beschönigungen, ich präsentierte Tatsachen und erklärte schließlich: »Frauen wie ich haben etwas zu erzählen. Das will vielleicht nicht jeder hören. Aber ich habe etwas zu sagen.«

Mein heutiger Chef Klaus musterte mich eingehend mit gerunzelter Stirn und nickte schlussendlich. »Ihre Textproben gefallen mir gut. Aber sollte ich Probleme mit Ihnen bekommen, fliegen Sie raus«, ließ er mich unmissverständlich wissen.

Ich machte keine Probleme, in all der Zeit nicht. Und ich weiß, selbst wenn es meinetwegen Schwierigkeiten gegeben hätte, hätte Klaus mich nicht rausgeworfen. Insgeheim behält er mich immer im Auge, und manchmal beschleicht mich das Gefühl, er sieht in mir eine kleine Schwester.

Ich sehe aus dem Wohnwagenfenster und beobachte, wie Elisabeth das Haus verlässt. Eine ganze Weile später kommt sie mit einem Mann, der zwei riesige Kisten trägt, wieder. In der Hand hält sie eine lange Extrawurststange, die sie drohend auf ihn richtet. Den herüberwehenden Wortfetzen kann ich entnehmen, dass sie ihm die Wurst als eine Art Trinkgeld schenken will und auf seine vehementen Ablehnungsversuche mit störrischer Grobheit reagiert. Man muss die österreichische Seele kennen, um zu verstehen, dass Unhöflichkeit nicht gleichzusetzen ist mit Bösartigkeit oder Antipathie.

Als ich die Rohfassung meines Artikels fertig habe, setze ich mich in die Hollywoodschaukel auf dem Wohnwagendach. Ich liebe die Freiheit dort oben und das Bild von Bertha und Suttner unter mir. Zwei schwarze Wolken, die über einem grünen Himmel schweben. Außerdem habe ich von dort oben einen besseren Blick auf das Haus, und ich bin neugierig, was da drinnen vor sich geht.

Ich lasse meinen Blick schweifen. Im Nachbargarten hinter der Thujenhecke ist der Rasen akkurat gestutzt, die Fassade strahlt in reinem Weiß und die mit luftigen Vorhängen behängten Fenster verbergen das Innenleben des Hauses. Auf der mir zugewandten Seite wuchert die Hecke ungezähmt in alle Richtungen, während sie auf der ande-

ren Seite eine schnurgerade Linie bildet. Ich sehe selten jemanden in diesem riesigen Garten. Das Leben dort scheint wohlhabend, aber öde zu sein. Anders als früher – da war es ebenso wohlhabend, aber zugleich bunt und warm. Und ich bin ein Teil davon gewesen, an der Seite meines besten Freundes Jakob.

Elisabeth hat sich inzwischen wohl mit dem Mann geeinigt und eifrig in den Kisten zu kramen begonnen. Ich stelle fest, dass mir ihre »Hausbesetzung« sogar ganz gut gefällt. Ich will das Haus ohnehin nicht, und ein bisschen Leben da drinnen ist vielleicht gar nicht so schlecht. Der Gedanke, dass irgendwann ein Sohn aus dem Gefängnis auftauchen wird, beunruhigt mich schon eher. Mir steht nicht der Sinn danach, mit Schwierigkeiten konfrontiert zu werden. Es steht außer Frage, dass ich keine Alkoholiker und schon gar keine Drogendealer oder andere Kriminelle hier beherberge. Wie ich Elisabeth klarmachen soll, dass ich das nicht akzeptieren kann, ist mir schleierhaft.

Ratlos suche ich nach einer Lösung für dieses Problem, aber ohne Wegweiser dahin bin ich auf weiter Flur verloren, wie so oft im Leben. Ich habe nicht selten das Gefühl, dass die Welt dabei ist, auseinanderzubrechen und ich nicht weiß, wo ich mich zwischen all den Rissen positionieren kann, um ein sicheres, beständiges Leben zu führen, ohne Angst, in einen sich auftuenden Abgrund zu fallen.

Meine Gedanken werden von Elisabeth unterbrochen, die mir von einem Fenster aus zuruft, ich solle zu ihr kommen und ihr helfen, das Haus zu putzen. Verzweifelt suche ich nach einer Ausrede. Ich will unter keinen Umständen in alten Erinnerungen stöbern, die mich bestimmt sofort heimsuchen, wenn ich im Haus herumräume.

Elisabeths saures und zugleich schönes Gesicht lässt mir aber keine Wahl, und mit einem Mal überfällt mich mit voller Wucht der Drang, alles aus dem Haus zu schmeißen und



so lange zu lüften, bis alle Schreie und Ängste der Vergangenheit endlich daraus entwichen sind.

## **ELEONORE**

Meine Entscheidung ist gefallen. Plötzlich ist alles glasklar, ich weiß, was ich zu tun habe. Es ist nicht nur das Schreien des Babys, die Ausweglosigkeit meiner Beziehung oder die Abwesenheit meiner Eltern. Ich bin von einer unbeschreiblichen Panik ergriffen, einer tiefen Angst, die irgendwo in meiner Brust drückt und mich kaum atmen lässt. Was, wenn alles so weitergeht wie jetzt? Wenn ich immer ziellos und allein bin? Was, wenn ich niemals etwas entdecke, das mir genug bedeutet, um dafür zu leben? Wenn ich meinen Platz im Leben nicht finde?

Ich habe Angst vor dem Leben und vor der Welt und vor der Zukunft; weil das Leben womöglich nicht das bringt, was ich mir erhofft habe; weil die Welt vielleicht schlechter wird und mich immer mehr zur Außenseiterin macht; weil die Zukunft ungewiss und offen ist. Wie soll ich den Alltag mit einem Baby meistern? Ständig behauptet jeder, es werde alles gut, aber in meinem Kopf hämmert dann permanent die Gegenfrage: Wer garantiert mir das?

Ich rufe Kevin an und erkläre ihm in knappen Sätzen mein Vorhaben, ohne ihn dabei zu fragen, was er davon hält. Ich stelle ihn vor vollendete Tatsachen.

»D-d-d-das kanns-s-st du nicht m-machen!«, ruft Kevin ehrlich verzweifelt ins Handy, wobei er es kaum schafft, das schreiende Baby neben mir zu übertönen.

»Doch«, entgegne ich mit brüchiger Stimme. »Er wird ein besseres Leben haben als wir. Ruf mich nicht mehr an.«

Mir bricht das Herz, weil ich nicht verstehen kann, dass ich dieses kleine, plärrende Wesen so heftig liebe und dennoch keinen anderen Ausweg für uns finde.

## **BOB**

Die Tür öffnet sich, ich gehe durch und sie schließt sich hinter mir. Ich kann kaum glauben, dass mich niemand im Laufschrift verfolgt, mir eine Pistole in den Rücken drückt und mich am Kragen zurückzerzt.

»Alles Gute«, sagt Hans und schüttelt mir beinahe freundschaftlich die Hand. »Vielleicht sieht man sich mal wieder.«

Die blaue Dienstuniform hat absurderweise die gleiche Farbe wie seine Augen. Seltsam, dass mir das vorher nie aufgefallen ist. Man würde meinen, in einem Gebäude, in dem es sonst nichts zu tun und zu sehen gibt, würde man derartige Kleinigkeiten bemerken.

Ich lächle ihn an. »Bist ein netter Kerl, aber ganz ehrlich: Ich hoffe, ich sehe dich in meinem ganzen Leben nie mehr wieder«, gebe ich zurück.

Hans lacht herzlich, klopf mir auf die Schulter und geht wieder nach drinnen.

Drinnen. Und ich bin draußen. *Draußen*. Die Freiheit erscheint mir fast wie ein schlechter Scherz, und beinahe rechne ich damit, dass gleich jemand auftauchen, »Reingelegt, schieß auf gute Führung« brüllen und mir in derselben Sekunde Handschellen anlegen wird. Zögerlich entferne ich mich Schritt für Schritt vom Gefängnis.

Im Bus kann ich nur mühevoll die Freudentränen zurückhalten, als ich meine erste Fahrkarte in Freiheit löse.

Mich am Halteriemen festklammernd, bemerke ich, wie eine Frau die drei schwarzen Punkte an der Innenseite meines Handgelenks fixiert. Skeptisch zieht sie die Augenbrauen nach oben, beschämt senke ich meinen Arm, befeuchte die Stelle mit Spucke und reibe die Handgelenke aneinander. Es ist ein schlechter Zeitpunkt gewesen, den Haltegriff loszulassen, denn gleich darauf bremst der Bus und ich schlage mit voller Wucht am Boden auf, wobei ich mit dem Kopf gegen den Reifen eines Kinderwagens donnere, in dem das Baby augenblicklich zu heulen beginnt.

Ich muss lächeln – in Freiheit scheint sogar ein solches Gebrüll schön.

Die Frau von vorhin sieht mich kopfschüttelnd an, die andere Frau mit dem Kinderwagen rumpelt damit rücksichtslos an mir vorbei aus dem Bus. Ich habe es tatsächlich geschafft, nach nicht mal einer halben Stunde in Freiheit bereits zwei Menschen zu verärgern.

Die drei Punkte sind natürlich immer noch da. Niemand hat im Gefängnis bemerkt, dass es keine echte Tätowierung, sondern ein Eigenfabrikat ist, das ich mir mit einer Füllfeder direkt unter die Haut gestochen habe. Mit der Zeit wird es sich auswachsen. Hoffentlich.

Vielleicht kann ich es auch abschrubben, wenn ich bei Mama bin.

Nach dem Hochgefühl überfällt mich plötzlich Erschöpfung. Mama. Meine Zwillingsschwester Sophia ist unerreichbar, also muss ich zu Mama in dieses Haus, das angeblich uns gehört und dessen Existenz mir erst vor ein paar Monaten eröffnet worden ist.

Als ich dort nach einigem Umherirren ankomme, ist es bereits dunkel. Ich läute und Mama öffnet die Tür. Es riecht nach Scheuermittel, Raumspray und Wurstsalat.

»Bob!«, brummt sie. »So spät!«

Freundlicher fügt sie hinzu: »Steh hier nicht so blöd herum, komm rein!«, während sie mir die Wange tätschelt. Ihr Haar ist vollkommen weiß geworden, von silbernen Strähnen durchzogen, aber sie trägt es so lang wie seit jeher, und noch immer hat es sanfte Wellen von den nächtlichen Zöpfen.

Mit Mühe würge ich ein paar Bissen von Mamas furchtbarem Wurstsalat hinunter.

Unvermittelt fragt sie mich: »Wie war es im Gefängnis?« Als hätte ich nur mal eben einen kurzen Schulausflug dahin gemacht.

»Schön war es nicht«, gebe ich ihr zur Antwort, den Mund voll mit Wurst-, Paprika- und Zwiebelstücken.

»Manchmal sind Dinge auch schön, ohne dass man es kapiert«, gibt sie kryptisch zurück und erzählt mir dann von rothaarigen Frauen, schwarzen Schafen und Hollywoodschaukeln.

Viel kommt dabei nicht mehr in meinem erschöpften Gehirn an. Bald falle ich todmüde in ein frisch bezogenes, duftendes Bett. In einem Zimmer, das mir Mama als meines zugewiesen hat.

## **ELLA**

Der Hausputz hat mir wie erwartet nicht gutgetan, danach war ich aufgewühlt und in der darauffolgenden Nacht hatte ich einen Albtraum. Es ist derselbe Albtraum, den ich seit Jahren immer wieder habe, nach dem ich stets schweißgebadet aufwache – ohne jegliche Erinnerung an das Geträumte, abgesehen vom Bild eines schmalen Lichtstreifens, der durch eine gerade eben geöffnete Tür in die

Finsternis zu mir hereinfällt und trotz der Helligkeit nichts Gutes verheißt. Elisabeths hartes Kommando hat mich zudem mitgenommen und mein Bedürfnis nach Zärtlichkeit schmerzhaft angefacht. Ich sehne mich nach der freundlichen Berührung eines aufrichtigen Menschen.

Erst mit dem beruhigenden Geräusch eines waschenden Geschirrspülers konnte ich einschlafen. Nicht, dass ich im Wohnwagen einen solchen Luxus hätte. Das gleichmäßige Rauschen kommt vom Band. Als ich einmal in einer besonders kalten Winternacht in der Gemeinschaftsküche der Redaktion übernachtet habe, habe ich bemerkt, wie angenehm mir das Gurgeln und Glucksen und rhythmische Klopfen war. So stelle ich es mir im Mutterbauch vor: sanft plätscherndes Fruchtwasser um einen herum und der beruhigende, gleichmäßige Herzschlag der Mutter im Hintergrund. Am darauffolgenden Tag habe ich meinen alten Kassettenrekorder im Haus gesucht und gefunden – glücklicherweise sogar mit einer Kassette darin, »Das Beste von Heintje«. In der nächsten Nacht habe ich mich ins Büro gehockt und die Geräusche des Spülers aufgenommen.

In besonders einsamen Stunden rolle ich mich wie ein Embryo im Bett zusammen und lasse mich vom Mutterbauch-Sound einlullen. Wichtig ist nur, rechtzeitig auf die Stoptaste zu drücken, weil ansonsten Heintje von »Schneeglöckchen im Februar« jault.

Nach dieser Nacht versuche ich mich durch mein morgendliches Kaffeeritual zu beruhigen. Ich koche die braune Flüssigkeit in der Mokkakanne mit gemächlichem Umrühren auf, schöpfe den Schaum in meine Tasse ab und wiederhole den Vorgang noch ein paar Mal, bis der Kaffee fertig ist. Dann lasse ich mich wie gewohnt auf den Wohnwagenstufen nieder und tätschle gedankenverloren Suttners Kopf.

Mit einer wilden Mischung aus den widersprüchlichsten Gefühlen betrachte ich ein Foto, das ich am vorherigen

Tag im Haus gefunden und seit meiner Kindheit nicht mehr gesehen habe. Darauf ist eine sehr junge Frau zu sehen, dunkle Haare, schlichtes, knöchellanges Kleid, einen winzigen Wiesenblumenstrauß in Händen, der Mund nichts weiter als ein Strich. An ihrer linken Seite ein Sessel, darauf ein Helm.

Die Frau auf dem Foto ist meine Großmutter. Es zeigt sie am Tag ihrer Stahlhelmhochzeit. Der Helm am Sessel vertritt meinen Großvater, der mittels eines kurzen Schreibens sein Jawort von der Front des Weltkrieges eingebracht hatte. 29.3.1940 steht auf der Rückseite. Das ist siebenundsechzig Jahre her. Sie hatten einander erst kurz vor Kriegsausbruch kennengelernt. Mein Großvater war einige Jahre älter als seine blutjunge Frau, er hatte bereits als Siebzehnjähriger die letzten beiden Jahre des Ersten Weltkrieges gedient und befand sich zu diesem Zeitpunkt an der Front des Zweiten Weltkrieges. Monate später würde er seine Dienste im Heimatland verrichten und nach dem Krieg der Vater meines Vaters werden. Die Augen meiner Großmutter schauen traurig, als hofften sie, der Helm an ihrer Seite würde ihren Bräutigam beschützen und als innen wie außen intakten Menschen heimbringen. Aber der Helm reichte nicht aus als Schutz gegen die Unmenschlichkeit, und nach seiner Heimkehr als kaputter Mann wurde das Herz meines Großvaters durch den tobenden Wahnsinn um ihn herum immer schwärzer.

Ich schrecke aus meinen Gedanken an die Vergangenheit, als ich am anderen Ende des Gartens einen Mann entdeckte, der auf den Stufen vor der Hintertür des Hauses sitzt. Er hat dichtes, braunes Haar und trägt ein langärmeliges dunkles Shirt.

Er hebt seinen Kopf. Wir sehen uns an.

Mit klopfendem Herzen stelle ich die Kaffeetasse ab und stehe auf, während auch er sich von den Stufen erhebt.

Das ist er.

Über die morgendlich frische Wiese gehen wir aufeinander zu. Es ist, als würde ich mein altes Leben mit jedem Schritt mehr hinter mir lassen und auf eine helle, klare Zukunft zusteuern.

Ich bin erschöpft vom Suchen und vermeintlichen Finden. Als ich ihn wahrnehme, ist es, als würden zwei Puzzleteile ineinander einrasten. Richtig und sicher.

Ihn unschlüssig dastehen zu sehen, drückt auf Punkte in mir, die noch nie zuvor berührt worden sind. Ich gehe zu ihm und sage: »Wo warst du nur so lange? Wie geht es dir, willst du bei mir einziehen, möchtest du bei mir bleiben?«, woraufhin er meine Hand nimmt und alles klar ist.

So hätte es sein können, wären wir nicht zwei gewöhnliche, menschliche Individuen, sondern in einem Hollywoodfilm. Dass man sich mit sich selbst, dem Gegenüber und dem Leben abplagt, bevor sich alles fügen kann, gehört zur Liebe dazu. Ohne vorangegangene Anstrengung und zeitweise Verzweiflung wäre das Ergebnis weniger schön. Es ist also nicht zu bedauern, dass unserer ersten Begegnung kein ungestümer Kuss, sondern banales Händeschütteln folgt.

»Guten Morgen. Ella«, stelle ich mich mit überraschend ruhiger Stimme vor und schüttele seine Hand zur Begrüßung, als wäre er ein gewöhnlicher Mensch wie jeder andere.

Elisabeth kommt auf uns zu und unterbricht den seltsamen Moment spontaner Vertrautheit.

»Wer möchte ein Mars?«, fragt sie, während sie einen Schokoladenriegel in die Höhe hält und uns erwartungsvoll ansieht.

»Niemand? Bob, du vielleicht?«

»Nein danke, Mama.«

»Warum nicht, was stimmt denn nicht mit euch?«, er-eifert sie sich.

Bob zuckt mit den Schultern. »Warum sollte man ein Mars essen, wenn es auch Snickers gibt?«, fragt er.

Mein Gott, denke ich – was für ein kluger Mann! Und ich spüre, wie sich mein Mund unwillkürlich zu einem breiten Lächeln verzieht, während Elisabeth mürrisch davonstapft und mich wieder mit Bob alleine lässt.

## **BOB**

*Noch nie habe ich mich so angezogen gefühlt von einem anderen Menschen, sowohl körperlich als auch geistig. Es ist, als würden ihre Gedanken ihr über das frische Gras vorseilen und mit voller Wucht auf meine treffen, ohne sie zu überrollen.*

*Als sie bei mir angekommen ist, ziehe ich sie an mich, nehme sie in den Arm und vergrabe mein Gesicht in ihrem Haar, in der Halsbeuge an weicher Haut. Ich atme den neuen Duft ein, der etwas völlig Eigenes und doch Altbekanntes, lang Verschüttetes in mir auslöst.*

*»Schön, dass du da bist. Ich habe auf dich gewartet«, sage ich mit der Erleichterung eines nach einem schweren Unfall unverletzt Erwachenden, und alles ist klar.*

So hätte es sein können, wäre ich mutiger, weniger verhaftet in meinen eigenen Unzulänglichkeiten, vergraben unter längst vergangenen Enttäuschungen. So hätte es sein können, wäre man schon vorher schlauer, als man es hinterher ist. Wenn man das vorsichtige Herantasten an den anderen, das Ausloten von Gefühlen und Möglichkeiten, wenn man das beinahe unerträgliche Bangen, Hoffen und Sehnen, das zum Verliebtsein gehört, einfach überspringen könnte.



Stattdessen reichen wir einander die Hände, was immerhin ein Anfang ist.

In dem Moment, als sie sich vorstellt und meine Hand schüttelt, bemerke ich ein Zupfen an meinem T-Shirt-Saum. Ich blicke nach unten und sehe zu meinem Erstaunen ein schwarzes Schaf, das Geschmack an meinen Klammotten gefunden zu haben scheint.

Ella folgt meinem Blick, lässt meine Hand los und zieht mit einem scharfen »Nicht, Bertha!« das Schaf von mir weg.

»Bertha?«, wiederhole ich fragend.

»Bertha und Suttner, meine Rasenmäher«, antwortet sie und deutet zum Wohnwagen, wo ein zweites, ebenso schwarzes Schaf graszt.

»Freiheitskämpfende Schafe?«

»Bitte?«

»Bertha von Suttner.«

Ein Lächeln breitet sich wie in Zeitlupe auf ihrem Gesicht aus. Fasziniert beobachte ich, wie sich während eines kurzen Augenaufschlags die Mundwinkel zu heben beginnen, kleine Falten in den Augenwinkeln erscheinen und im nächsten Moment das Lächeln breiter wird, die roten Lippen sich langsam öffnen und eine Reihe weißer Zähne hervorblitzen lassen. Am Schluss erreicht das Lächeln ihre Augen und lässt sie leuchten.

Ein Lächeln wie ein Sonnenaufgang.

Meine Ergriffenheit von diesem zarten Schauspiel wird jäh von Mama unterbrochen, die hinter mir ruft: »Bob!«

Ella betrachtet mich. Die Sonne in ihrem Gesicht steigt noch höher und die Strahlen breiten sich noch weiter aus, als sie belustigt fragt: »Bob? Bob der Baumeister?«

»Nein«, antworte ich. »Bob wie Bob Dylan, laut meiner Mama.«

»Der heißt in Wirklichkeit gar nicht Bob.«

»Was?«

»Robert Zimmermann.«

Ich seufze. Offenbar führe ich ein Leben voller Irrtümer und Umwege.

Mama kommt näher und will uns mit eifersüchtigem Gesichtsausdruck einen Schokoriegel andrehen. Ich kann sie überraschend schnell abwimmeln und dabei den Blick nicht von Ella abwenden.

Die Sonne steigt höher und höher und leuchtet mir ins Gesicht.

## **JAKOB**

Heute ist der erste Abend der Ausbildung zum Sozialberater und ich fühle mich bereits fehl am Platz, als ich den Raum betrete. Natürlich komme ich direkt von der Arbeit und stecke in meinem schwarzen Anzug, wodurch ich mich unübersehbar abhebe von den bunten Menschen, die sich bereits im Sesselkreis niedergelassen haben. Ich habe kein farbenfrohes Tattoo vorzuweisen, keinen Ring in Augenbraue, Nase oder Lippe und meine Haare sind ordentlich gekämmt anstatt verfilzt und mit Perlen versehen. Jene, die ebenfalls keinen derartigen Körperschmuck präsentieren können, tragen wenigstens Kleidung, bei der man auf den ersten Blick erkennt, dass sie biologisch produziert und von glücklichen, gut bezahlten, volljährigen Arbeiterinnen genäht worden ist. Zwar ohne Sinn für Farbkombination oder Symmetrie, aber in erster Linie zählt schließlich die gute Absicht.

Ich setze mich neben eine junge Frau, die mich sofort nach meinem Namen fragt und bittet, aus meiner Wasserflasche trinken zu dürfen, da sie ihre daheim vergessen habe. Genau wie ihr Benehmen, denke ich mir.